



LAURI
KUBUITSILE

Z E R
S T R E U
U N G

ROMAN



InterKontinental

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Lauri Kubuitsile

ZERSTREUUNG

Roman

Aus dem Englischen von
Ivana Maurović und
Maria Meinel

3

OKAHANDJA, DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA

Januar 1904

Sie lagen im Dunkeln, Saul, das Baby, schlief neben Tjipuka. Ruhapo hielt sie von hinten, und sie betrachteten beide ihren makellosen Sohn.

Er flüsterte: »Morgen ist es so weit. Morgen geht es los.«

Tjipuka richtete sich auf und drehte sich zu ihm um: »Morgen? So bald?«

»Ja. Die Deutschen sind im Süden. Die Nama stiften Unruhe, und der Gouverneur ist mitsamt seinen Truppen vor Ort. Morgen ist der günstigste Zeitpunkt, wir greifen an, wenn sie alle weg sind. Morgen erobern wir Okahandja. Und dann ziehen wir von einer Farm zur nächsten, bis unser Land wieder uns gehört.«

Sie merkte, wie aufgeregt er war, und das machte ihr Angst. Er war sich seiner Sache viel zu sicher – es war alles viel zu einfach.

»Sind wir dafür bereit? Glaubst du das wirklich?«

»Wir haben Waffen, nicht genug, aber viele. Es fehlt aber an Munition. Zuerst wollen wir die Farmen zurückerobern. Das ist am einfachsten. Wenn wir es später nach Windhoek geschafft haben, können wir auf das Munitionsdepot zugreifen. Dann haben wir alles. Wir werden diese Deutschen zu Staub zermalmen. Es gibt kein Zurück mehr. Es hat begonnen.«

»Vielleicht sollten wir lieber fliehen«, sagte Tjipuka. »Es sind schon einige zu den Briten geflohen, nach Betschuanaland. Es

heißt, wir können dort Unterschlupf finden. Vielleicht sollten wir das auch tun. Wir nehmen die Herde mit. Du, ich und Saul. Ich kann mit Novengi sprechen. Du kannst Kahaka überreden. Wir könnten alle zusammen hin. Wir wären in Sicherheit. Den Herero geht es dort gut, das weißt du. Das Oberhaupt der Batswana hat ihnen Land gegeben, er ist ein guter Mensch. Er hat versprochen, uns zu beschützen, wenn wir zu ihm kommen. Dort herrscht Frieden, und die Briten sind besser, besser als die Deutschen.«

»Weglaufen?«, sagte Ruhapo und lachte. »Dafür bin ich nicht gemacht. Ich werde kämpfen, wie ich es immer getan habe. Wollen wir etwa zulassen, dass die Deutschen den Herero alles wegnehmen, während wir wie Feiglinge zu den Briten fliehen? Haben sie uns nicht schon genug genommen? Lieber würde ich sterben, mit meinem Blut dieses Land tränken, das Land der Herero, unser Land, als ihnen das zu gestatten. Niemals werde ich weglaufen, Tjipuka.«

Sie schmiegte sich in seine Arme, und er hielt sie, aber sie fühlte sich dort nicht mehr sicher. Ruhapo war so überzeugt, dass alles gut gehen würde. Und sie wollte so gern ihre Zweifel verdrängen und sie durch seine Gewissheit ersetzen. Sie wollte seinen Worten glauben, aber alles mutete falsch an. Seit Wauezas Angriff war sie aus dem Gleichgewicht geraten. Jeder Schritt wollte gründlich durchdacht sein. Sie hatte Angst, sich fortzubewegen, sie hatte Angst, überhaupt etwas zu unternehmen, von allen Seiten spürte sie Gefahr. Ruhapo tat alles, um ihre Befürchtungen zu entkräften, doch seine Worte konnten sie nur vorübergehend vertreiben. Einst war um sie herum alles gutherzig und einfach gewesen. Doch nun war alles kompliziert. Und sie mussten Saul, ihren Sohn, beschützen. An manchen Tagen wollte sie einfach nur in ihrer Hütte bleiben, die Tür verschließen und sie nie wieder verlassen.

Saul quengelte, und sie zog ihn an sich. Sie bettete ihn zwischen sich und Ruhapo und gab ihm die Brust. Ruhapo hatte recht. Sie

würden kämpfen. Sie würden gewinnen. Die Deutschen würden verschwinden. Alles würde glattgehen. Es würde genauso laufen, wie Ruhapo sagte. Sie wiederholte es, bis sie selbst daran glaubte. Es würde genauso laufen, wie Ruhapo sagte.

Tjipuka wartete auf dem Gehöft der Ruhapo-Familie. Einige Frauen waren mit den Männern losgezogen, um mitzukämpfen oder um sie anzufeuern. Tjipuka wartete hier mit Saul und Maveipi. Novengi war fort; sie gehörte nicht zu denen, die zurückblieben.

Sie hatte ihre Tochter zu Tjipuka gebracht und gesagt: »Pass auf Maveipi auf. Wenn ich zurückkehre, werden wir alle frei sein.«

Die wilde und mutige Novengi. Selbst wenn Tjipuka ebenso mutig gewesen wäre, hätte sie nicht zu gehen vermocht.

»Du stillst noch. Du musst hierbleiben«, hatte Ruhapo gesagt und sie geküsst. »Ich komme zu dir zurück. Versprochen.«

Keiner wusste, wie lange die Kämpfe dauern oder wann sie zurückkommen würden. *Wenn* sie überhaupt zurückkommen würden. Dennoch wartete Tjipuka mit Maveipi und Saul. Maveipi war wie ihr Vater, groß und ruhig, verantwortungsbewusst. Novengis Kampfgeist schien nicht auf Maveipi überggesprungen zu sein – sie ähnelte in dieser Hinsicht viel mehr Tjipuka. Sie versuchte nicht gleich zu handeln; stattdessen beobachtete sie und versuchte zu verstehen. Sie wartete erst ab, was passieren würde. Sie war aber nicht so ängstlich wie Tjipuka, nur still und geduldig. Als ihre Eltern in die Schlacht ritten, hatte Maveipi weder geweint noch geschrien wie die anderen Kinder. Sie hielt Saul im Arm und blickte ihren Eltern hinterher.

Nachdem sich der Staub gelegt hatte und die Hufschläge verhallt waren, drehte sie sich zu Tjipuka um. »Werden sie zurückkommen?«

Tjipuka legte den Arm um das Mädchen, das ihr wie eine Toch-

ter war. »Natürlich. Sie setzen sich für uns alle ein. Deine Eltern sind sehr mutig. Du kannst stolz auf sie sein.«

Maveipi nickte und kehrte mit Saul im Arm zum Haus zurück.

Der Tag ging zu Ende, ohne dass sie Neues erfuhren. Die Nacht brach herein, und die Kinder legten sich schlafen. Tjipuka saß mit Handarbeiten am Feuer. Sie flickte einen Saum, was ihr so gar nicht lag. Sie würde alles tun, um die Zeit zwischen diesem Moment und Ruhapos Rückkehr zu verkürzen.

Wenn sie heimkehrten, würden sie ihren Erfolg feiern. Sie konzentrierte sich allein auf diesen Gedanken. Bei ihrer Heimkehr würden sie feiern. Nur feiern.

Sie legte ihr Nähzeug aus der Hand, um Ruhapos Rückkehr vorzubereiten. Sie ging in die Hütte, leise, um die Kinder nicht zu wecken. Maveipi lag auf der Seite, den Arm schützend um Saul gelegt. Tjipuka deckte die beiden mit einem Laken zu.

Sie ging die Kleider in ihrem Schrank durch und wählte ihr liebste aus, das ihr Vater bei den Händlern in der Stadt für sie gekauft hatte, obwohl es viel zu teuer gewesen war. Jetzt, als Erwachsene, hatte sie manchmal ein schlechtes Gewissen, weil er Schulden gemacht hatte, Schulden, für die die Deutschen oft viel zu hohe Zinsen verlangten, nur damit sie ein Kleid aus feinstem Brokat bekam. Es war weinrot. Sie hatte es an den Ärmeln, am Ausschnitt und am Saum mit Spitze besetzen lassen.

Um nicht daran denken zu müssen, was sich auf dem Schlachtfeld abspielen mochte, bereitete sie sich auf die Heimkehr ihres Mannes vor. Er würde zurückkommen. Sie würden siegen. Und sie würde auf ihn warten, als stünde ihnen ein ausgelassenes Fest bevor. Wenn sie als Sieger zurückkehrten, würden sie feiern und Tjipuka wäre auf alles vorbereitet.

Sie setzte sich vor den Spiegel und flocht ihr dickes, kräftiges, inzwischen schulterlanges Haar. Manchmal steckte sie es hoch

wie die Missionarinnen. Heute Abend flocht sie es zu Cornrows. Sie schaute sich im Spiegel an. Die Schwangerschaft hatte ihr gutgetan. Sie hatte zugenommen; sie sah jetzt kräftiger aus, eine Frau, kein Mädchen mehr, mit vollen Brüsten und breiten Hüften. Saul war gerade ein Jahr alt geworden. Bald würde sie vielleicht ein weiteres Baby bekommen. Ein Mädchen diesmal, ein Mädchen wie ihre liebe Maveipi. Sie dachte an Ruhapos Träume für sie beide. Er war ein guter Mann, ein Mann, der sie liebte und nur das Beste für sie alle wollte. Auch wenn er manchmal leichtsinnig und reizbar war, lag das nur daran, dass er an sich glaubte. Er glaubte an sich, und sein unerschütterlicher Optimismus bestärkte ihn darin, dass alles gut gehen würde, solange er seinem Herzen folgte.

Tjipuka trug Kajal am Lidrand auf. Das hatte sie von einem buri-schen Kaufmann aus dem Süden gelernt, der auf der Durchreise gewesen war. Er hatte ihr erzählt, dass sich die Inder im Süden die Augen mit Kajal schminkten. Sie hatte einen von diesen kurzen schwarzen Stiften gekauft, benutzte ihn jedoch nur bei besonderen Anlässen. Ihre Wimpern waren lang, und der Kajal betonte sie auf eine Weise, die ihr gefiel.

Sie nahm noch ein paar Schminksachen von ihrer Frisierkommode, stellte sie aber wieder zurück. Dann legte sie eine Perlenkette und ein Paar lange goldene Ohrhänger an, nahm sie wieder ab und tauschte sie gegen eine orangefarbene Halskette und andere goldene Ohringe. Sie fügte ein Armband hinzu. Sie beschäftigte sich. Sie durfte nicht aufhören, durfte nicht nachdenken. Es war schon spät, inzwischen hätte alles Mögliche passieren können. Wenn sie nachdachte, würde sie vor ihrem inneren Auge Ruhapo sehen, wie er im *weißen* Ortsteil von Okahandja auf der Straße lag. Seine schönen Augen leer und tot. Sein Mund stumm. Seine Hände reglos. Oder mit einem Seil um den Hals an einem Baum, gehängt, bis alle Luft aus seinen Lungen entwichen war. Das konnte sie

nicht ertragen. Diese Bilder durften nicht wahr sein. Sie konnte nur ein Bild zulassen: wie er zur Tür hereinkam und ihr den versprochenen Sieg brachte. Sie musste wie Ruhapo denken: Es gab nichts anderes als Erfolg.

Saul weinte, und sie ging zu ihm. Sie drückte ihn an sich und wiegte ihn. Er spielte mit ihrem Ohrring, sprach seine Babysprache, die Ahnensprache. Sie wiegte ihn und sang leise von Kühen mit seidigem Fell und vom Neumond. Bald schlief er ein, und sie legte ihn behutsam wieder neben Maveipi.

Dann hörte sie von draußen Geräusche.

Je näher, desto lauter. Stimmen und Pferde. Jubelschreie. Im Gewirr der Klänge war einer perfekt. Es war Ruhapos Stimme. Jauchzend. Triumphierend. Am Leben.

4

OKAHANDJA, DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA

Juli 1904

»Es ist vorbei. Wir ziehen weiter.« Ruhapo fing an zu packen. Er hob eine Truhe vom Kleiderschrank herunter.

»Vorbei?« Tjipuka wippte mit dem weinenden Saul an ihrer Schulter auf und ab.

»Wir führen die Herde zum Ohamakari. Dort gibt's gutes Weideland. Wir sind jetzt zu viele in Okahandja. Alle Herero an einem Ort sind zu viele. Und dann noch die Rinder, die wir von den Deutschen erbeutet haben. Das ist zu viel, wir brauchen neue Weiden.«

»Werden sie uns folgen? Die Deutschen?«

»Nein. Samuel Maharero sagt, sein Freund, Gouverneur Leutwein, sei jetzt bereit zu verhandeln. Wir werden zum Ohamakari gehen und dort auf ihn warten. Der Gouverneur muss sich erst mit dem Kaiser beraten, das braucht Zeit. Wir warten dort. Da gibt es Wasser und Weiden. Wir warten auf die Antwort des Gouverneurs. Die Deutschen haben eine Lektion erteilt bekommen. Jetzt wissen sie, dass ein Omuhero genauso seinen Mann steht wie ein Deutscher. Wir haben sie gelehrt, wer dieses Land besitzt und dass wir sie bisher nur verschonten. Sie haben unsere Gastfreundschaft missbraucht. Das verstehen sie jetzt. Darum werden sie verhandeln und uns ein für alle Mal in Ruhe lassen. Dann kümmern wir uns wieder um unsere Angelegenheiten, wie immer schon.«

Er nahm ihr Saul ab und drückte ihn ans Herz. Er tanzte in der Hütte herum und sumnte ein Lied, das sie nicht kannte. »Mein Sohn wird frei und unbeschwert aufwachsen. Er wird reich und mächtig sein, frei von Kummer und Konflikten.«

Tjipuka verließ ihr Zuhause nur ungern, selbst wenn Ruhapo ihr versicherte, dass sie zurückkehren würden. Es war nicht so gekommen, wie sie sich vorgestellt, wie Ruhapo und Novengi erhofft hatten: eine Schlacht und die Deutschen gäben auf. Seit Monaten wurde im ganzen Hereroland gekämpft. Und jetzt rannten sie zum Ohamakari.

Sie sah zu, wie Ruhapo mit Saul in der Hütte herumtanzte. Konnte sie Ruhapo vertrauen? Konnte sie seinen Worten vertrauen? Konnten sie Samuel Maharero vertrauen? Tjipuka beschloss, es zu tun, um ihrer aller willen. Sie waren schon so weit gekommen.

Sie umarmte ihren Mann und ihren Sohn. Sie behielt ihre Zweifel für sich. Sie war glücklich, sagte sie sich. Sie waren wieder frei. Sie würden zum Ohamakari gehen und sich bald ein neues, sorgenfreies Leben aufbauen. Bald würde alles wieder so sein, wie es sollte.

Ruhapos Eltern halfen ihnen, den Hausstand zusammenzupacken. Sie luden alles auf zwei Ochsenkarren; das Vieh wurde von den angestellten Bergdamara vorausgetrieben. Es war Ende Juli, Winter, den größten Teil des Tages kühl, mit klaren blauen Himmeln. Tjipuka saß vorn auf einem der beiden Karren und hielt Saul im Arm, Ruhapo hielt die Zügel. Die Ochsenkarren der anderen und das Vieh zog vor ihnen gen Horizont. Die Herero waren reich. Sie hatten jetzt unendlich viel Vieh. Die Kämpfe um Freiheit von den Deutschen hatte viele Leben gekostet, dennoch war man froh. Samuel Maharero hatte ihnen versichert, dass all das Leid vorbei sei. Jetzt gäbe es nur noch Frieden.

Saul war auch froh. Er spielte mit der kleinen Puppe, die Tjipuka für ihn gefertigt hatte.

»Mama«, sagte er immer wieder. Nicht zu ihr, sondern zur Puppe. Er wusste wohl noch nicht, was das Wort bedeutete. Vielleicht dachte er, so heiße die Puppe. Sie drückte ihren Sohn an sich. Alles lief so gut. Ruhapo freute sich. Er ging davon aus, dass er wegen seiner riesigen Herde zum ältesten ernannt werden würde, wenn sie zum Ohamakari gelangten, obwohl er nicht aus einer königlichen Familie stammte. Er würde mit Samuel Maharero im Rat sitzen. Maharero respektierte ihn. Ruhapo war ein leidenschaftlicher Krieger und hatte sich in den Schlachten tapfer gegen die unterlegenen Deutschen geschlagen. Das hatten alle bemerkt, auch Maharero. Ruhapo wurde respektiert, und er genoss es.

In der Nacht vor ihrem Aufbruch hatten sie nach der Liebe Seite an Seite gelegen und geredet. Er hielt sie in seinen Armen und erzählte von ihrem wundervollen künftigen Leben. Sie würden es im üppigen Weideland des Nordens gut haben. Und wenn das Abkommen erst unterschrieben war, würden sie ins Hereroland zurückkehren, und zwar ins ganze Land. Sollten sich die Deutschen in die Kälte verziehen, oder in die Wüste an der Küste. Oder gleich das Land verlassen. Ruhapo malte sich aus, dass er und Tjipuka in den Süden zurückkehrten, aufs Land seiner Familie bei Gobabis. Er würde das zurückbekommen, was man ihm genommen hatte, was man seinem Vater genommen hatte. Ihnen würde Gerechtigkeit widerfahren. Dafür hatten sie hart gekämpft. Und sie waren siegreich gewesen.

Ein Monat war inzwischen vergangen; Tjipuka saß draußen im kalten Dunkel, hoch oben auf dem Plateau des Ohamakari. Sie mochte gern vor allen anderen wach sein. Sie mochte den ersten Vögeln lauschen, beobachten, wie die Welt sich nach und nach

offenbarte, wie sich der anfangs schwarze Osthimmel von Grau allmählich zu Gelb und Orange verfärbte. Sie mochte bei den Rindern verweilen und ihrem Muhen lauschen, ihrem zufriedenen Grunzen. Manchmal betrat sie den Kraal und kraulte den Tieren den Rücken, ließ die Kälber mit ihren rauen Zungen und kräftigen Lippen an ihren Fingern saugen. Sie mochte diese einsamen Momente vor Tagesanbruch, in denen sie gut nachdenken konnte, ihre Gedanken ordnen.

Seit fast einem Monat waren sie am Ohamakari. Die Weiden waren saftig, das Vieh war fett. Sie mochte diesen Ort und sehnte dennoch die Zeit nach den Friedensverhandlungen herbei; dann wäre alles geklärt und sie könnten nach Hause zurück. Schwebestnde mochte sie nicht; sie mochte Sicherheit und Gewissheit.

Still saß sie da und suchte den Himmel nach dem ersten Licht des Tages ab. Es war noch immer nachtschwarz und kalt. Plötzlich krhte ein Hahn, sie wartete nicht allein auf den Sonnenaufgang. Sie zog die Decke enger um ihre Schultern. Etwas stimmte nicht. Die Rinder waren unruhig – sie bewegten sich, wenn auch lautlos. Hatten sie einen Leopardengewittert? Hier gab es welche, selbst wenn sie noch keinen gesehen hatte. Tjipuka stand auf und ging von der Htte weg bis zum Rand des Plateaus, auf dem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Sie schob sich durch den Busch, und da erblickte sie, was die Herde verängstigte.

Unterhalb des Plateaus tauchten im ersten fahlen Morgenlicht Pferde auf. Pferde und Soldaten. Viele. Die Kolonne wand sich um die Straenbiegung und wurde immer länger. Die Pferde zogen große Geschütze hinter sich her. Es wurden immer mehr.

Und da wurde ihr alles klar.

Die Deutschen werden nicht verhandeln. Sie hatten nicht auf die vom Kaiser an die Herero gestellten Friedensbedingungen gewartet. Samuel Maharero hatte sich geirrt. Die Deutschen werden

sich nicht an die Küste zurückziehen. Der Krieg war noch nicht vorbei. Die Deutschen hatten sich nur neu aufgestellt. Sie hatten sich neu aufgestellt, um die Herero zu bestrafen. Dafür hatten sie die Zeit gebraucht, hatten auf die Schiffe mit Waffen und Soldaten aus Deutschland gewartet. Jetzt war die Schutztruppe hier und zog in den Kampf.

Tjipuka kroch durch den Busch zurück und lief zu Ruhapo. »Sie sind da!«, schrie sie.

Er stöhnte schlaftrunken und wollte sie in den Arm nehmen, aber sie wich zurück. »Die Deutschen! Sie sind da! Sie wollen uns angreifen!«

Er wurde schlagartig wach. »Sie sind hier?«

»Ja, unten im Tal. Es sind so viele, die Kolonne hört gar nicht auf. Und sie haben so viele Waffen! Sie haben sogar Geschütze. Ruhapo, sie sind hier, um uns zu töten!«

Ruhapo sprang auf und zog sich rasch an. Er nahm all seine Munition, sein Gewehr und sein Enga-Messer. »Du wartest hier. Egal was passiert – du wartest hier. Wenn sie kommen, versteck dich mit Saul im Busch. Ich komme euch holen, in jedem Fall. Geh nicht. Warte. Hörst du? Hörst du mir zu?«

Sie nickte, von Angst wie benebelt. Er küsste sie und verschwand im Dunkel.

Sie band sich den schlafenden Saul auf den Rücken und suchte ihren Schmuck und ihr Geld zusammen. Ihre teuren Kleider packte sie zu einem Bündel. Dann setzte sie sich aufs Bett und wartete.

Der Rauch war so dicht, dass Tjipuka kaum die Hand vor Augen sah. Saul weinte auf ihrem Rücken. Sie konnte nicht länger warten. Der Lärm umgab sie von allen Seiten. Die Deutschen würden sie bald finden, wenn sie noch länger hier wartete. Sie würden sie hier auf dem Bett, das ihr Vater geschenkt hatte, erschießen. Sie

schlich hinaus und schaute in die Hütte ihres Schwiegervaters; die Betten waren leer. Sie waren bereits geflohen. Draußen stand der Kraalzaun offen, das Vieh war weg. In all dem Lärm hatte sie nichts gehört.

Sie rannte fort. Ihre Augen brannten. Der Rauch schwelender Hütten erfüllte die kühle Morgenluft; mühsam bahnte sie sich einen Weg. Sie stolperte und fiel, und als sie den Kopf wandte, gewahrte sie einen Fuß. Der gehörte zu einem Bein, das Bein zu einer Leiche. Aus dem aufgerissenen Leib quollen Eingeweide; auf den Gedärmen krabbelten bereits die Ameisen. Es war ihre Schwiegermutter, Mama Ruhapo.

Tjipuka schrie nicht. Sie blieb gefasst. Sie schluckte ihre Ängste hinunter. Sie stand auf und lief weiter. Diesmal passte sie besser auf. Überall im Busch lagen Leichen. Dutzende, womöglich Hunderte. Sie sah nicht hin. Sie kannte diese Menschen nicht. Das waren nicht die Menschen, die sie kannte. Sie konnte sie nicht kennen, wollte weiterlaufen, sie nicht kennen dürfen. Sie rannte, stolperte, rannte weiter. Saul weinte auf ihrem Rücken, aber das machte nichts. Niemand konnte das Weinen des Kindes hören in all dem Lärm des Gemetzels.

Sie fand ein Gebüsch, eine Deckung, und blieb dort. Sie dachte an ihre Kindheit zurück, daran, wie gut sie damals still halten konnte. Sie saß da, spürte die Hitze des Tages kommen und wieder gehen. Bei Einbruch der Nacht saß sie immer noch da. Sie wollte nicht weiter. Wie sollte Ruhapo sie sonst finden? Es war kalt. Gut, dass sie zwei Decken mitgenommen hatte. Sie wickelte sie um sich und Saul, der an ihrer Brust sog. Sie warteten. Sie warteten noch einen Tag in der sengenden Sonne.

Als drei deutsche Soldaten auftauchten, blieb sie in Deckung, stumm und still wie ein Stein. Saul hielt sie den Mund zu. Doch hinter dem nächsten Gebüsch trat auf einmal eine Frau hervor,

eine entfernte Cousine und verheiratete Mutter von fünf Kindern. Auch sie hatte still gehalten, so still, dass Tjipuka sie gar nicht bemerkt hatte trotz ihrer Nähe. Die Frau trat auf die Soldaten zu.

»Bitte ... Bitte töten Sie mich nicht. Ich ergebe mich«, sagte sie auf Deutsch. Sie lief ihnen mit erhobenen Händen entgegen.

Die Soldaten lachten sie aus. Tjipuka wurde zum Stein. Sie rief der Frau keine Warnung zu, keine Warnung, dass diese Männer keine Gnade kannten. Sie konnte es in ihren Gesichtern sehen, aber sie war jetzt ein Stein. Ein Stein fühlte nichts. Ein Stein konnte niemandem helfen.

Der größte Deutsche, sein Haar blond und blutbesprenkelt, trat auf die Frau zu. Behutsam nahm er ihre Hand. Er sprach sie in seiner Sprache an, nur klang sie jetzt sanft und beruhigend, nicht wie das übliche Gellen von grellen Kehllauten. Er führte sie zu einer Lichtung. Die beiden anderen Deutschen lachten. Einem ragten die Zähne hervor. Der andere war jung und nervös. Er lachte zwar, aber vor Angst.

Der große Deutsche strich mit beiden Händen über das Kleid der Frau. Plötzlich riss er es vorne entzwei und zerrte dann am Unterkleid, entblößte ihre Brüste. Als sie versuchte, sich mit den Händen zu bedecken, schlitzte er diese mit seinem Messer auf, einmal, zweimal, und als die Frau die Hände wegzog, trat aus beiden Wunden das Blut hervor. Sie blutete, doch die Frau blieb stumm. Sie ließ die Arme hängen und wartete. Das Blut troff an den Händen herunter und fiel auf den Boden – der Boden brannte auf Hereroblut.

Der große Deutsche drehte die Frau um und drückte sie nach vorn. Er hob ihren Rock und riss ihr mit dem Messer die Unterhose herunter. Sein Gemächt war bereits steif, als er es hervorholte und in sie hineinstieß. Sie blieb stumm. Der Busch blieb stumm. Als der Mann fertig war, sah er den nervösen Jungen an. Er sagte etwas,

der Hasenzahn lachte. Die beiden schoben den nervösen Jungen nach vorn. Der Junge lächelte immer noch, die Zähne vor Mühe ganz trocken.

Mit zitternden Händen knöpfte er seinen Hosenschlitz auf, doch sein Glied war schlaff. Er konnte nicht, was er sollte. Der Große und der Hasenzahn lachten und schoben ihn beiseite. Er geriet ins Taumeln, blieb aber auf den Beinen. Der Hasenzahn war an der Reihe und trat dann zurück. Während er seinen Penis in die Hose zurücksteckte und sie wieder zuknöpfte, zog der große Deutsche die Frau hoch. Er packte ihre Brüste. Er kniff ihr in die Brustwarzen und lächelte sie freundlich an. Ihr Gesicht war leer. Abwesend.

Danach zog der Große sein Messer hervor, packte sie am Hinterkopf und stieß mit der Klinge durch die zarte Haut am Hals. Er sprang zurück, um dem Blutstrahl auszuweichen. Sie fiel zu Boden, ihr Leben versickerte im Sand.

Die Deutschen lachten erneut und machten kehrt. Der junge Nervöse, eigentlich noch ein Kind, drehte sich noch einmal um. Er gewahrte Tjipuka im Gebüsch, die mit aller Kraft versuchte, ein Stein zu sein. Ihre Blicke trafen sich; er schaute sie an, drehte sich wieder um und folgte den beiden anderen Soldaten, ohne ein Wort.

Tjipuka sah, wie der Abendhimmel erst grau, dann immer dunkler wurde. Später funkelten am nachtschwarzen Himmel eiskalt die Sterne, als wäre alles in bester Ordnung, als ginge alles seinen gewohnten Gang. Unverändert blickte der so wohlvertraute Nachthimmel auf sie herab. Welch ein Verrat. Wie konnten die Sterne nur unverändert bleiben bei all dem bezeugten Bösen?

Die Nacht war lang und kalt. Von Hunger und Durst gequält, war Tjipuka erleichtert, als die Sonne im Osten aufging und der erste Vogel sang. Irgendwo stöhnte jemand vor Schmerz. Ihr Mund war ausgetrocknet; vom langen Hocken schmerzten alle Muskeln. Saul sog gierig an ihrer Brust.

Sie hörte jemanden herankommen. Sie nahm Saul von der Brust und hielt ihm den Mund zu. Er schien zu wissen, dass Stille geboten war, als hätte er bereits ein sicheres Gespür für die Regeln des Krieges entwickelt. Sie wartete. Dann sah sie, dass es zwei Männer waren, Schwarze Männer, Herero. Endlich war Ruhapo zurückgekommen, wie er es versprochen hatte. Es war Ruhapo, dessen war sie sich sicher.

Aber dann stellte sie fest, dass es Kahaka und Waueza waren. Ruhapo war nicht dabei. Die Sonne hatte Tjipuka getäuscht, oder ihr Seelenzustand. Am liebsten hätte sie vor Enttäuschung geschrien, tat es aber nicht. Sie stand auf und rief nach ihnen, denn die Männer wären beinahe an ihr vorbeigegangen. Sie eilten zu ihr.

»Du lebst«, sagte Kahaka. Er flüsterte. Die Deutschen waren noch da. »Wir suchen nach Überlebenden und Rindern.«

»Wo ist Ruhapo? Wieso ist er nicht bei euch?«

Kahaka wandte den Blick ab. Waueza antwortete: »Er ist tot.«

Kahakas Kopf wirbelte herum. »Nein. Das kannst du nicht wissen. Du hast es nur von anderen gehört.« Er legte den Arm um Tjipuka. »Komm, wir müssen los.«

»Ich kann hier nicht weg. Ruhapo hat gesagt, dass er mich holt. Dass ich hier warten soll. Er ist nicht tot. Ich weiß, dass er nicht tot ist. Ich muss hier warten. Er kommt mich holen, das hat er versprochen.« Sie befreite sich aus Kahakas Griff.

»Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Ich habe seine Leiche gesehen. Er ist tot«, erwiderte Waueza entschieden. Kahaka blickte ihn nur schweigend an.

Tjipuka ließ seine Worte nicht an sich heran. Sie straffte sich, und die Worte prallten von ihr ab und sanken in den Staub. Doch nun ließ sie sich von Kahaka an die Hand nehmen. Er führte sie durch den Busch. Über unzählige Leichen. Männer und Frauen und Kinder. Aufgeschlitzt, von Kugeln durchsiebt. Über tote Rin-

der. Über niederbrannte Hütten und Haufen von Kleidung und Geschirr. Eisenpfannen. Eine blaue Halskette. Eine weiße Teekanne. Ein Kissen mit Spitzenbesatz. Alles verstreut, zurückgelassen auf der Flucht.

Er führte sie durch den Busch, hinein in die Wüste, der einzige Ausweg, wie sie erfuhr. Die Deutschen hatten alle anderen Fluchtwege blockiert. Sie würden die Herero töten, oder die Wüste würde es tun. Nun war Tjipuka endgültig ein Stein. Ein harter, unnachgiebiger Stein. Diesen Stein konnte niemand durchdringen, niemand berühren, niemand verletzen.